

Christiane Schartner

Erinnerungen einer Dresdner Musikerin

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Bibliographic information published by the Deutsche Nationalbibliothek

The Deutsche Nationalbibliothek lists this publication in the Deutsche Nationalbibliografie; detailed bibliographic data are available at <http://dnb.d-nb.de>.

ISBN 978–3–95908–644–8

Zur Konzeption und Einordnung

In der Reihe *Gelebtes Leben* erscheinen Zeugnisse, Dokumente und Lebenserinnerungen, die das Erleben und die Perspektive ihrer Autorinnen und Autoren in der spezifischen historischen Situation ihres Lebens wiedergeben möchten. Zu diesem Zweck werden eingehende Manuskripte inhaltlich möglichst unverfälscht abgedruckt und nur mit Blick auf offenbare Fehler der Orthographie und des Drucks korrigiert. Inhalte, Ausdrucksweisen und Positionierungen in den enthaltenen Texten spiegeln nicht die Position des Verlags wider. Ethnisch und rassistisch diskriminierende Ausdrücke und Passagen wurden durchgesehen und nur dort, wo sie zum unmittelbaren Verständnis des Kontexts notwendig waren, im Text belassen. Dort, wo Originaldokumente der Autoren und Autorinnen wie Briefe oder Tagebuchnotizen angeführt werden, verbleiben fragliche Begriffe aus editorischen Erwägungen ebenfalls im Text. Sie werden in jedem Fall durch einfache Anführungen markiert, um sie im Lesefluss nicht zu normalisieren.

© 2025 Thelem Universitätsverlag
und Buchhandlung GmbH & Co. KG
Dresden und München
www.thelem.de
Alle Rechte vorbehalten. All rights reserved.
Gesamtherstellung: Thelem

Made in Germany

*Dr. Gisbert Spieles,
ohne den es dieses Buch nicht gäbe,
herzlich zugeeignet.*

Inhalt

Vorwort.....	13
Die ersten beiden Lebensjahre in Gorbitz	14
Umzug in die Lange Straße.....	22
So kaufte man damals ein.....	29
Die »Große Wäsche«	35
Zurück in die unbeschwerten Kinderjahre	39
O du selige Weihnachtszeit.....	43
Was sonst damals noch von »Bedeutung« war.....	46
Faszination Musik	51
Seltsame »Spiele«	52
Ein Jahr im Kindergarten	53
Meine Schulzeit beginnt.....	54
Der Stadtteil Gorbitz	60
Meine Volksschuljahre.....	63
Ein Geburtstagsgeschenk.....	65
Die ersten Reisen	66
Der erste Klavierunterricht.....	69
Wechsel in die neue Schule.....	72
Ich muß in die Hitlerjugend.....	80
Die letzten Kinderjahre.....	85
Unvergeßliches Schlesien	89
Urlaub auf der Insel Usedom.....	91
Die Kunst wird bestimmend in meinem Leben.....	93
Der Zweite Weltkrieg bricht aus	96
Opern- und Konzertbesuche »solo« und ein Film, der schicksalhaft werden sollte	98
Eine Hochzeit	101
Meine Konfirmation	102
Die Zwingerserenaden und das Krippenspiel der Kruzianer.....	104

Die Dresdner Staatsoper: Ein Opernbesuch mit Folgen	106
Meine erste Liebe.....	114
Erzwungener Schwimmunterricht	120
Ende meiner glücklichen Schulzeit	121
Beginn meines Musikstudiums.....	125
Schluß der Episode »Opernfreund«.....	129
Eine lohnende Freundschaft.....	132
Der letzte Urlaub im Krieg.....	136
Abschied von Schlesien und vom Klavierunterricht	137
Die letzten Konzerte und Opernaufführungen	138
Zwei Sommerfreuden vorm »Totalen Krieg«.....	141
Der »Totale Krieg« erreicht uns alle.....	143
Im Arbeitslager.....	146
Ein Monat Pause zwischen zwei Rüstungseinsätzen.....	151
Kriegseinsatz im Felsenkeller	153
Anneliese	155
Ein aufregender Dezember.....	158
Apokalyptischer Reiter: Die Auslöschung meiner Heimat und der Russeneinzug. Die Stunde Null.....	160
Das Leben unter russischer Besatzung	179
Erste Lichtblicke	183
Kammersänger Kurt Böhme singt meine »Schilflieder«.....	185
Bekannntschaft mit dem Justizminister	189
Der erste schwere Verlust	190
Ein Weihnachtskonzert.....	193
Der grausame Winter 1946/47	194
Hunger und Kälte regieren.....	195
Konzerte, Rundfunksendungen »life« und ein »jour fixe«	198
Damals war man erst mit 21 mündig.....	200
Mein russischer Schüler.....	201
Der Schwarzmarkt blüht.....	202
Friedewald	203

Angebot Berlin	205
Der schwere Anfang in Berlin	207
Anneliese erspielt sich den einzigen vakanten Platz im Rundfunkorchester	209
Wir bekommen eine Wohnung	210
Ich arbeite für die Volksliedredaktion und freue mich über diverse »Mucken« und Sendezeit für meine Kompositionen....	213
Das Hobby eines Sängers führt mich zur U-Musik	214
Mansfelder Oratorium und »Beethovens Neunte« in Eisleben ...	216
Eislebener »Nachwirkungen«	218
Angst vor der Vermarktung	220
Bekanntschaft mit Erika und ein Rückblick	223
Eine typische, kommunistische Massenveranstaltung	223
Seelische Umstürze	224
Kommunistischer Terror.....	230
Der letzte Urlaub im Osten und ein Kompositionsauftrag	236
Mangel und Angst.....	238
Unsere Flucht.....	241
Wir werden als Flüchtlinge anerkannt	245
Vertreibung aus der »Löwenhöhle« und schwierige Zimmersuche.....	246
Kirschenallee 11	247
Kurzes »Abenteuer im Atlantik«	249
Ich lerne steppen.....	250
Erste Auftritte	250
Geschwätz, von dumm bis böseartig.....	252
Das Weihnachtsfest mit der Fischgans	254
Mit dem Frühling kommt doppeltes Glück	255
Arm aber glücklich.....	264
Das »weiße Röhl«, eine kurze Filmerfahrung und neue Kompositionen.....	267
Neue Begegnungen und ein Pressetee.....	270

Auf der Insel Föhr	273
Die Operette wird abgelehnt	279
Überraschung am Jahresende	280
Wir heiraten am 16. März 1957. Große Tournee-Erfolge und ein Kaminbrand	288
Die Armut hält uns in Berlin fest	295
Meines Mannes »Lustige Weiber« in Osnabrück	297
Mein erstes Engagement	299
Die »Fledermaus« auf Reisen	304
Ich fliege nach Frankfurt und begleite meinen Mann bis zum Ende der Tournee	307
»Romanze in Wachs«	317
Ein nicht erwartetes »Weihnachtsgeschenk«	323
Das Problem löst sich von selbst	324
Musicalstart, Turbulenzen und Abschied von Berlin	326
Wieder heimatlos	329
Intermezzo Fischbach	332
Hamburg. Musical-Ende	334
Die Serie der Schicksalsschläge reißt nicht ab	337
Das Unglück nimmt kein Ende	345
Entscheidende Fahrt nach Köln	348
Ich werde Stenotypistin in einem Kölner Amt	350
Der Kölner Karneval	351
Diebstahl, Krankheitssorgen, Reisepläne	352
Neue Sorgen und Umzug auf einen Campingplatz	354
Unerwartetes doppeltes Glück	356
Urlaub in Lofer	357
Einzug in die Wohnung Niederichstraße	359
Ein unvergeßliches Sinfoniekonzert	361
Weitere Konzertverpflichtungen, neue Schüler und mein Abschied vom Büro	366
Ein letztes Wiedersehen mit Anneliese vor Errichtung der schrecklichen Mauer mit ihren grausamen Folgen	368

Angebot und Ablehnung einer besser bezahlten Arbeit	374
Neue Kunstform »Happening«	375
Eine Tournee und eine wunderbare Reise.....	377
Meine Eltern beschließen, in den Westen zu übersiedeln.....	382
Die falsche Liz Taylor wird Mitglied des »Kallmann-Chores«	389
Mein schwerer Unfall	393
Die England-Reise, der erfüllte Wohnwagen-Traum und der Tod meines geliebten Vaters	403
Campingurlaub in Portugal.....	407
Bei Familie Nabyl	411
Skandinavien und der Untergang der »Skagerak«.....	416
Annelieses Tod	418
Erste Kreuzfahrt in die Karibik und Kulturreise nach Italien	421
Die 68er-Bewegung.....	423
Zweite Kreuzfahrt in die Karibik und zweite Reise nach Italien ..	425
Abschied von meinem Mann	429
Ich werde Musiklehrerin an einer Realschule	433
Rückkehr nach Marokko	436
Nach Jahresfrist.....	439
Ein »Bunter Abend« im Kölner Rheinpark	440
Neuanfang.....	441
Wechsel an die Rheinische Musikschule.....	443
»Und dann starten wir die Karriere«	449
Zweimal Asien.....	453
Erster Kontakt zum WDR	457
Nordamerika.....	458
Auftragskompositionen, Fernsehaufnahmen und ein »Coup de foudre«	459
Auftritte in Bad Kreuznach	463
Rätsel André	466
Weltreise und WDR-Serie »Deutsches Kabarett«.....	468
Der Wunderheiler	470
Arabisches Intermezzo	472

Schallplatte, Solo-Auftritte und Asienreisen	477
Erfolge, Verluste und Umzug in meine Traumwohnung	486
Exkurs.....	493
Reise in den amerikanischen Westen und Wiedersehen mit Dresden	495
Der Abschied von der Rheinischen Musikschule bringt neue Freiheiten	498
Auftritte im »Bergischen Löwen« und am Dartmouth College	502
Piešťany und der Fall der Berliner Mauer	506
Meine Mutter wird 90 und Deutschland wird vereint.....	510
Konzerte in Oberstdorf, Abenteuer Antarktis	513
Nachwort	519
Reiseberichte	530
Reise nach Marokko, April 1966.....	531
Mexiko 1977	539
Südamerikareise 1978.....	557
Bilder meiner Asienreise im Sommer 1983	573
Frankreich, 1. und 2. Mai 1986.....	592
Drei Tage Frankreich, 19. – 21. November 1997.....	596
Reise in den Jemen, Dezember 1998	598
Indochinareise, Januar/Februar 2005	621
Namensregister.....	656
Ausgewählte Werke	660

Vorwort

Auf Seite Nummer 1 möchte ich mich meinen potentiellen Lesern vorstellen, und ich wage es, gleich an den Anfang einen ganz kurzen Satz Erich Kästners zu stellen. Eines seiner Gedichte beginnt mit den Worten: »Ich bin ein Sachse aus Dresden.« Dieser Satz ist so einfach, so schlicht, daß ich meinen von mir sehr verehrten Landsmann um Erlaubnis bitte, meine Biographie damit beginnen zu dürfen und auf gütige Zustimmung aus seinem himmlischen Quartier vertraue.

Und Du, geneigter Leser, mögest mich nicht falsch einschätzen. Ich versichere hoch und heilig, daß der gesamte Inhalt dieses Buches aus meiner Feder stammt. Es war kein Lektor beteiligt oder irgendeine andere Person. Wenn ich aus mir zwingend erscheinendem Grund kurze Abschnitte anderer Autoren zitiert habe, dann ist die Quelle genau vermerkt.

Also: »Ich bin eine Sächsin aus Dresden«, meines Zeichens Musikerin. Dieser Begriff ist zu umfassend, deshalb muß ich ihn etwas aufteilen. Ich bin Pianistin und Komponistin, auch als Sängerin habe ich gearbeitet. Mein kompositorisches Werk muß ich ebenfalls aufteilen in E-Musik (das ist die GEMA-Bezeichnung für ernste, also klassische Musik) und U-Musik (das U steht für Unterhaltung). Auch die U-Musik verlangt noch eine Aufteilung. Ich habe viele Songs geschrieben und mindestens ebenso viele literarische Chansons mit aktuellen Themen. Die gleiche Aufteilung gilt für mein dichterisches Schaffen: Lyrik, von der ein Teil in einem Buch erschienen ist, Songtexte in deutscher und englischer Sprache und die Texte meiner literarischen Chansons, die ebenfalls gedruckt vorliegen. Genug. Jetzt tauche ich ein in längst vergangene Tage und bin bestrebt, ein wahrhaftiges Bild der damaligen Zeit zu vermitteln.

Die ersten beiden Lebensjahre in Gorbitz

Eines jeden Menschen Leben auf unserem Planeten Erde beginnt mit der Geburt. Eigentlich beginnt es schon vorher, denn das winzige neue Wesen bewegt sich im Mutterleib, sein kleines Herz schlägt, und wahrscheinlich nimmt es schon gewisse äußere Einflüsse wahr. Ich kann mir vorstellen, daß es so ist, weil meine Mutter eine äußerst unangenehme Schwangerschaft hatte. Vom ersten bis zum letzten Tag – neun Monate lang – litt sie unter heftiger Übelkeit, konnte nichts bei sich behalten und hatte nur ständig Durst, so daß immer ein Krug voll frischen Wassers bereit stehen mußte. Ich denke, daß ich ihre durch mich verursachten Beschwerden schon irgendwie »registriert« habe, denn anders kann ich mir meine geradezu hysterische Angst, sehen oder hören oder riechen zu müssen, wenn jemand sein Essen wieder nach draußen befördert, nicht erklären. Ansonsten hat sich meine Mutter mit schönen Dingen beschäftigt, Gedichte gelesen usw., was sich vielleicht ebenfalls ausgewirkt hat. Mein Eintritt in diese irdische Welt war vom Arzt auf den 6. April errechnet worden und wäre so mit dem Geburtstag des jüngsten Bruders meiner Mutter zusammengefallen. Aber ich machte mich bereits am 4. April auf den Weg. Irgendwann, als ich längst erwachsen war, sagte mir eine Dame mit hellseherischen Fähigkeiten, daß es der 4. April sein »mußte«, denn meine Schicksalszahl sei die Neun, und die Quersumme meines Geburtsdatums müsse demzufolge Neun ergeben. In der Tat bin ich mehrmals an einem »Neunten« Menschen begegnet, die eine ganz bedeutende Rolle in meinem Leben spielen sollten, oder mir sehr nahe stehende Menschen haben an einem »Neunten« diese Welt verlassen. Mein Vater und meine einzige Freundin Anneliese, die ich auch an einem »Neunten« kennenlernte, starben an einem »Neunten«, und die Quersumme des Todestages meiner Mutter ergibt ebenfalls eine Neun. Meinem Mann begegnete ich im September, dem 9. Monat des Jahres nach der »Neunten« von Beethoven.

Am Abend des 3. April 1927 sind laut Bericht meine Eltern und der schon erwähnte jüngste Bruder meiner Mutter sehr lustig gewesen, bis ich mich einmischte. Mein Vater sah sich mitten in der größten Heiterkeit gezwungen, zu nächtlicher Stunde zur Hebamme zu eilen, weil ich mein Kommen ankündigte. Die genaue Zeit meines Lebensbeginns ist nicht – wie im Krankenhaus üblich – festgehalten, aber es muß am sehr frühen Morgen gewesen sein an einem Montag, denn meine glückliche Großmutter verkündete den ersten Kunden: »Wir haben ein kleines Mädchen.« Und der Bäckerladen wurde bereits um 7 Uhr geöffnet, vielleicht sogar noch eine Stunde früher. Ich muß hier einfügen, daß meine Eltern noch kein eigenes Heim besaßen und zunächst bei meinen

Großeltern auf der Kesselsdorfer Straße 111 (sie hieß vorher Wilsdruffer Straße) ein Zimmer bewohnten, besser gesagt, ein Schlafzimmer zur Verfügung hatten. Ansonsten waren sie ins Familienleben einbezogen. Meine Großeltern betrieben eine Bäckerei/Konditorei, und am Tisch saß immer eine große Runde. Der jüngste Sohn Alfred wohnte noch zu Hause. Dazu kamen Dienstmädchen, Geselle und Lehrling. Acht Personen waren es immer. Als Nummer 9 kam ich hinzu, als ich groß genug war, um in einem hohen Kinderstühlchen zu sitzen. Ich kehre zurück zu meiner ersten Lebensstunde. Mein Vater fand es bemerkenswert, daß ich mich mit einer Hand am Rand des Badewännchens festhielt. Anscheinend war mir dieses Bad nicht ganz geheuer. Darüber hinaus ist mir überliefert, daß ich nicht faltig und krebsrot ausgesehen habe, sondern bereits recht »hübsch« und daß ich auf dem Kopf drei Wirbel hatte anstatt des einen Wirbels, wie es »normal« ist. Auf dem Standesamt spielen die Wirbel keine Rolle. Mein Vater hatte mich daselbst unter dem Namen Charlotte Christiane Roscher, geboren am 4. April 1927 in Dresden, angemeldet.

Meine Mutter erzählte mir, daß ich sie aus sehr ernsten, tiefgrauen Augen ganz und gar nicht freundlich angeschaut hätte, so daß sie mich fragte, ob ich ihr denn so böse sei, daß sie mich zur Welt brachte, was ich mit Sicherheit nicht verstanden habe. Meine grauen Augen verwandelten sich nach wenigen Tagen in ein strahlendes Blau, und ich lasse hier Wort für Wort das folgen, was meine Mutter mir – mit Bleistift geschrieben – auf einem Zettel hinterlassen hat.

Mein liebes Kind! Als ich gewahr wurde, daß ich mich Mutter fühlte, war ich der glücklichste Mensch unter der Sonne. Aber bald wurde ich sehr elend, da es mir so schrecklich schlecht war. Doch diese Zeit ging vorüber, und meine schweren Stunden nahten. Als mir der Schweiß das Haar an die Stirn klebte und ich leise zu stöhnen begann, habe ich immer gedacht, es kommt das liebe Winzi-Winzi, und dann war es besser. Nach wenigen Stunden schon legte man mir ein Bündel in den Arm. Aus weißen Kissen sah mir ein braunes Gesichtchen entgegen mit grauen, fast finsternen Augen. Vielleicht ist das der Ausdruck Neugeborener, denn bald änderte sich dieser Blick. Wenn Dich meine liebe Mutter, auf meinem Bettrand sitzend, auf dem Schoß hielt und Du hattest die »Stäupchen«, da glichst Du wahrhaft einem Engel. Deine Augen wurden bald blau und der Ausdruck dieser Sterne so schön, daß wir alle, die um Dich saßen und standen, in heiligem Schweigen fast das Atmen vergaßen. Dein lieber Opa hat Dich im Steckbettchen herumgetragen und Dein Onkel Alfred hat Dich mit dem Handtuch das Laufen gelehrt.

Das Wort »Stäupchen« gibt es wohl nur in meiner sächsischen Heimat. Eine Erklärung habe ich nicht dafür. Hunde haben die Staupe. Aber

Erinnerungen einer Dresdner Musikerin

Meine Eltern. Hochzeit am 2.
Juni 1926.



Menschenkinder? Es handelt sich dabei auch nicht um etwas Physisches. Der Volksmund – jedenfalls der sächsische – sagt: »Da bildet sich der Geist«, denn diese Erscheinung ist nur in den ersten Lebenstagen zu beobachten. Eine hinreichende Erklärung dürfte das nicht sein. Ist es eine Rückerinnerung an die Welt, aus der wir kommen? Ich nehme dazu keine Stellung. Ich habe nur niedergeschrieben, wie dieses sonst wahrscheinlich unbekannte Wort in meiner Heimat interpretiert wird.

Eine zukunftsweisende Feststellung, die mein Onkel Rudolf, der mittlere Bruder meiner Mutter, machte, als er mich – wenige Tage alt – im Körbchen liegen sah, will ich nicht verschweigen. Nachdem er mich kurz in Augenschein genommen hatte, rief er spontan aus: »Aber die hat Klavierfinger!« Wie recht sollte er behalten. Meine Taufe am 26. Juni 1927 muß – dem Foto nach zu urteilen – ein schönes Familienfest gewesen sein. Meine Mutter hält mich in meinem langen Taufkleidchen aus Tüll mit rosa Bändchen (Jungen hatten blaue Bändchen) im Arm. Mein Vater und meine Großeltern betrachten mich mit glücklichen Mienen und alle Onkel, Tanten, Cousinen, Cousins und engen Freunde schauen, in zwei Reihen aufgestellt, entweder auf mich oder diszipliniert in den großen Fotoapparat, hinter dem sich unter einem schwarzen Tuch der Fotograf verbarg, denn in den »Golden Twenties« war das Fotografieren noch eine

komplizierte Sache. Ich selbst nahm davon keinerlei Notiz. Ich hatte – wie auf allen sehr frühen Bildern – den Zeigefinger der linken Hand ausgestreckt und schien zu schlafen.

Während meiner ersten beiden Lebensjahre blieben meine Eltern noch in Gorbitz (Gorbitz ist ein Stadtteil Dresdens) bei meinen Großeltern, bis sich die passende Wohnung gefunden hatte. Von meiner Mutter weiß ich, daß mein Großvater mich geduldig herumschleppte, wenn ich nachts weinte, weil sich die ersten Zähne schmerzhaft bemerkbar machten. Sonst schlief ich. Unsinniges Wecken alle vier Stunden, weil das Kind »gestillt werden muß«, gab es nicht. Was hätten auch die armen Frauen machen sollen, die damals im Schnitt sechs bis acht Kinder zur Welt brachten und tagsüber schwer schufteten mußten? Werden dem Baby diese nächtlichen Zeiten angewöhnt, schreit es natürlich, wenn der Rhythmus nicht eingehalten wird. Auch sonst war alles sehr viel einfacher, aber die Kinder waren nicht weniger glücklich. Im Gegenteil. Sie entwickelten Fantasie mit ihrem bescheidenen Spielzeug, während ihnen heute alles, mit den raffiniertesten technischen Mitteln versehen, »fertig« serviert wird. Mein erstes lautes Lachen wurde durch eine leere Zwirnrolle ausgelöst, die meine Mutter auf der schräg liegenden Decke des Kinderwagens herunterrollen ließ.

Einen Schrecken habe ich ihr und den Großeltern wohl nur zweimal eingejagt. Das erste Mal, indem ich einen großen, bis zum Rand gefüllten Milchkrug – wahrscheinlich unter Aufbietung aller Kräfte – von meinem Gefährt aus erreichte, was man ob des Abstands für unmöglich gehalten hatte. Jedenfalls habe ich es geschafft, ihn zu Boden stürzen zu lassen, so daß sich der reichliche Inhalt in alle Richtungen ergoß, was ich laut Aussage meiner Mutter mit Erstaunen und außerordentlichem Interesse verfolgte. Das zweite Mal fand sie mich kauend, obwohl ich nichts zu essen bekommen hatte. Mit viel Geduld konnte sie mir das Genußmittel, das ich mit sichtlichem Vergnügen im Mund hin- und herwälzte und von dem ich mich absolut nicht trennen wollte, entreißen und hatte zu ihrem Entsetzen eine alte, besonders abgegriffene Rabattmarke in der Hand, auf deren Oberfläche sich zweifellos Millionen von Bakterien tummelten. Meine Großeltern gaben damals zu den ohnehin sehr niedrigen Preisen Rabattmarken aus, die in etwa die Größe eines Fahrscheins 3 x 5 cm hatten. Ich kann mich an diese Marken noch gut erinnern. Sie wurden aus- und wieder zurückgegeben und waren nach häufigem Gebrauch entsprechend »speckig« und unappetitlich. Offensichtlich tat das meiner Begeisterung keinen Abbruch, und vielleicht hat die schmutzige Marke sogar mein Immunsystem gestärkt. Wer weiß.



In diesem Haus wurde ich geboren.

Nein, einen dritten Schreck gab es noch, allerdings in einem für dieses Alter relativ großen Zeitabstand, denn ich stand anscheinend schon einigermaßen sicher auf meinen Beinen, sonst hätte ich mich nicht im Hausflur auf eine Treppe setzen können. Meine Mutter hörte mich plötzlich fürchterlich schreien. Sie stürzte mitsamt meiner Großmutter und aufgescheuchten Nachbarn in den Flur und trug mich in die Wohnung. Ich schrie zum Gotterbarmen und niemand hatte eine Erklärung dafür. Alle Beruhigungsversuche waren vergeblich. Ich schrie und schrie. Es muß wohl ziemlich lange gedauert haben. Als ich abends zu Bett gebracht wurde, war der Grund klar: In meinem Höschen klebte eine zerquetschte Wespe. Ich selbst weiß nichts mehr von diesem Vorfall, aber ich habe noch heute vor diesen mir unsympathischen Insekten gehörigen Respekt. Zurück ins Babyalter. Meine Mutter schilderte mir den Besuch bei einer Freundin. Ich war wenige Monate alt und sie hatte mich im Kinderwagen mitgenommen. Die Freundin war schwanger. Ihr Kind, der später bekannte Journalist Dr. Christian Schütze, der in der ganzen Welt bei den Goethe-Instituten arbeitete und oft für das »Zeitzeichen« des WDR schrieb, wurde im Dezember erwartet. Die beiden jungen Frauen hatten sich natürlich sehr viel zu erzählen. Nach einigen Plauderstunden sagte die Freundin: »Sag' mal, Du hast doch ein Baby bei Dir, und wir haben während der langen Zeit überhaupt nichts gehört.«

Auch später war ich ein sehr stilles Kind. Zärtlichkeiten mochte ich gar nicht. Meine Eltern mußten zu einer List greifen, um mir einen Kuß auf die Stirn oder auf die Wange zu drücken. Diese List bestand darin, daß man mir erzählte, daß ich an der angepeilten Stelle ein schwarzes

Fleckchen hätte, das nur durch ein Küßchen zu beseitigen sei. Ich habe keine Ahnung, ob ich damals – einer gesunden Eitelkeit folgend – die unerwünschte Zärtlichkeit hinnahm. Ich kann es mir kaum vorstellen. Aber so viel habe ich verstanden: Ein schwarzes Fleckchen ist nichts Schönes, also war die Hilfe meiner Eltern eine gute Tat. Selbstredend hat sich in späteren Jahren meine diesbezügliche Einstellung grundlegend geändert. Alle diese kleinen Vorkommnisse sind mir aus Berichten meiner Eltern, besonders meiner Mutter, bekannt. Eine Erinnerung aus frühester Zeit ist mir aber selbst geblieben. Ich weiß, daß ich mir den Kopf verdreht habe, um an der störenden Plane des Kinderwagens vorbeischaun zu können, weil der Mond eine unwiderstehliche Anziehungskraft auf mich ausübte. Meine Eltern haben mir das später bestätigt, denn sie hatten große Angst, daß ich mondsüchtig werden könnte. Später verlor sich dieses ausgeprägte Mond-Interesse. Eine weitere Erinnerung aus sehr früher Zeit ist mir im Gedächtnis. Manchmal stellte mich meine Mutter aufs Fensterbrett und wir hielten im Dämmerlicht Ausschau nach dem Vati, der nach seinem Polizeidienst zum Abendbrot erwartet wurde. Um die Wartezeit kurzweilig zu gestalten, zählten wir die »Gokel«, das heißt, meine Mutter zählte. Ich konnte das ja noch nicht. »Gokel« waren die wenigen Autos, meist Lastwagen, die in ziemlich großen Abständen vorbeikamen. Das Wort dürfte sich im übertragenen Sinne auf die Scheinwerfer bezogen haben. »Gokeln« bedeutet im sächsischen Dialekt »mit Feuer herumspielen«, z. B. mit brennenden Kerzen oder mit Feuerwerkskörpern oder ein Lagerfeuer entzünden usw. Weshalb es in der Kleinkindersprache auf Autos insgesamt angewandt wurde, vermag ich nicht zu sagen.

Alle weiblichen Wesen nannte ich Anna und rief auch manche vorübergehende Frau mit meinem Piepsstimmchen von meinem Fensterbrettplatz aus mit diesem Namen an. Er war wohl so herrlich leicht auszusprechen. Anna hieß natürlich auch meine erste Puppe. Sie war aus Celluloid und trug ein rosa Kleid. Eine dritte Früherinnerung ist akustischer Art. Ich höre in Gedanken geradezu den puffenden Gasstrumpf, wenn die Lampe angezündet wurde. Nach den Petroleumlampen, deren stattliche Größe ich noch betrachten konnte, stellten die Gaslampen einen beachtlichen Fortschritt dar, denn ihr Licht war wesentlich heller. Keller und dunkle Korridore, die nur mit einer Kerze oder vielleicht einer Petroleumlampe betreten werden konnten, hatten etwas Unheimliches. Dafür war das Gespenst mit dem Namen »Mummum« zuständig, ein nicht näher zu definierendes, bedrohliches Geistwesen, möglicherweise nur in Sachsen beheimatet. Es sollte wohl vor allem ungehorsamen Kindern Respekt einflößen. Da ich ein artiges, niemals aufsässiges Kind war, hatte ich von dieser Seite nichts zu befürchten, aber die Vorstellung

vom Mummum war trotzdem in meinem Köpfchen lebendig. Ich taufte das Gespenst in »Lumlum« um und setzte einen weiblichen Artikel davor. In finsternen Räumen oder dem langen, dunklen Korridor in der großelterlichen Wohnung kuschelte ich mich dann sehr nah an die Person, die mich auf dem Arm trug und flüsterte »Lumlum«. In der späteren neuen Wohnung spielte die Lumlum vermutlich schon keine Rolle mehr. Sicherlich treiben in anderen Regionen andere Geister ihr Unwesen, und bekanntlich gibt es in alten englischen Schlössern auch Spuk für Erwachsene, die für das Gruselerlebnis tief in die Tasche greifen. Etwas später gab es für mich einen anderen Grund zum Ängstigen, dessen Ursprung mir völlig unklar ist: ich hatte Angst vor Löchern in Textilien. Wenn meine Mutter einen Berg zu stopfender Strümpfe vor sich auf dem Tisch hatte, spielte ich wohl zuweilen damit. Fand ich aber ein Loch, dann warf ich den Strumpf mit dem entsetzten Ausruf »Lock« weit von mir. Diese Furcht vor einem »Lock« hielt sich relativ lange.

Hinter dem Haus, in dem sich das großelterliche Geschäft befand, lag ein geräumiger Hof. Dort gab es einen Sandkasten, also einen idealen Platz für meine ersten Beschäftigungen, eine Hecke, der, als ich das 5. Lebensjahr erreicht hatte, meine Aufmerksamkeit wegen der großen Ligusterraupen galt, und eine schöne Laube, wo an warmen Sommerabenden die Hausbewohner zu einem gemütlichen Plausch zusammensaßen. In diesem Hof lernte ich laufen mit der Hilfe meines Onkels Alfred, dem schon mehrfach erwähnten jüngsten Bruder meiner Mutter, der die Seligkeit meiner Kinderjahre werden sollte. Onkel Alfred hütete meine ersten Schritte und verhinderte häufige Stürze, indem er mich mit einem Handtuch, das – zusammengefaltet – mein Bäuchlein umspannte, festhielt. Wie gesagt, es war alles »sehr viel einfacher«, aber genau so wirksam. Die im Zusammenhang mit der Laube erwähnte zahlreiche Hausbewohnerschaft erschöpfte sich für mich in einer Familie Reich, die »ganz oben« wohnte. Herr Reich ist völlig im Nebel der Vergangenheit entschwunden, Frau Reich existiert in meiner Erinnerung nur schemenhaft, wohl aber die Töchter Gertrud und Doris. Wenn von ihnen die Rede war, dann stets von Reichs Gertrud oder Reichs Doris. Niemals wurde nur der Vorname genannt oder die normale Reihenfolge angewendet. Später hörte ich oft etwas über »Richters Hannel« oder die »Czerny-Marthel«. Diese Merkwürdigkeit ist meines Wissens auch in Bayern eine verbreitete Praxis. Ob sie in anderen Gegenden Deutschlands ebenfalls üblich ist, entzieht sich meiner Kenntnis. Reichs Gertrud war ein bedauernswertes Geschöpf. Sie litt an der Basedowschen Krankheit, deren besonderes Merkmal hervorquellende Augen sind. Viele Jahre später erfuhr ich, daß diese Krankheit bei ihr durch eine seelische Erschütterung ausgelöst worden ist, die sie nie

verarbeiten konnte: Ihr Bräutigam hatte sie ganz kurz vor der Hochzeit verlassen. Reichs Doris hingegen, obwohl keineswegs mit äußerlichen Reizen wie ihre einst schöne Schwester ausgestattet (mich beeindruckten ihre vorstehenden Zähne, die sie am vollständigen Schließen der Lippen hinderten), war ein fröhlicher Mensch und für mich die Kontaktperson der Familie. Sie holte mich so manches Mal nach oben, wenn es Reis gab. Das bedeutete Reissuppe. Diesen Eintopf muß ich wohl als winziges Kind sehr geschätzt haben. Ansonsten kann ich mich an bestimmte Essensvorlieben in dieser frühesten Zeit nicht erinnern, lediglich an eine heftige Aversion gegen Spinat. Meine Mutter wußte zu berichten, daß ich im Babyalter mit großem Geschick das ungeliebte Gemüse seitlich wieder aus dem Mund gleiten ließ.

Ein Ausflug nach Moritzburg, dessen Ablauf von meinen Eltern überliefert ist, fällt mit Sicherheit noch in die Gorbitzer Zeit. Moritzburg, nahe bei Dresden liegend, war und ist ein beliebtes Ausflugsziel, nicht nur wegen des wunderschönen Jagdschlusses, das August der Starke erbauen ließ, sondern auch wegen der zauberhaften Landschaft, die es umgibt. Seine vier runden Türme spiegeln sich in einem davor liegenden Teich. In einem Film, der eine Aschenputtel-Version zum Inhalt hat, diente es zu Recht als Märchenschloß. Damals gab es in Moritzburg ein Wildschwein-gehege, das einen wesentlich stärkeren Eindruck auf mich machte als das Schloß. Die meisten Wildschweine waren am Drahtgitter versammelt, entweder aus Neugier oder wohl eher in der Hoffnung, etwas Eßbares zu ergattern. Eines aber lief in die entgegengesetzte Richtung, und ich rief in größter Aufregung: »Mutti, Mutti, guck' mal, das Wildfein (mit dem ›sch‹ hatte ich noch Schwierigkeiten) hat eine Bommel am Popo!«

Ich weiß nicht, ob Bommel eine ausschließlich sächsische Bezeichnung ist, deshalb die Erklärung. Eine Bommel ist eine Quaste. Meine Großmutter besaß ein festliches Kleid mit einer Quaste. Quasten kannte ich auch von Sofakissen. Daß aber das Hinterteil eines Wildschweins mit einer Quaste geschmückt war, fand ich sensationell und gab dieser Feststellung zur Freude aller Umstehenden lautstark Ausdruck. In die gleiche Zeit fällt zweifellos meine Begeisterung für riesige Regenpfützen. Ich blieb grundsätzlich stehen mit den Worten »Goode, goode Wadder« (auch das »r« und das »s« beherrschte ich noch nicht). Meine Cousine Lotte Böhme nannte ich Loto Beemee, was sie so entzückte, daß sie es immer wieder hören wollte und mich deshalb zu wiederholten Malen fragte, wie sie hieße. Als ich der Sprache leidlich mächtig war, hielten meine Eltern wohl die Zeit für gekommen, mich ein kurzes Kindergebet zu lehren. Es lautete: »Ich bin klein, mein Herz ist rein; darin soll wohnen nur Jesus allein.« Ich lernte es brav, konnte mich aber nicht damit abfinden, daß die

Wohnung meines Herzens für eine mir völlig fremde Person namens Jesus reserviert sein sollte. Also fügte ich allabendlich hinzu: »und mein Vati und meine Mutti und mein Opa und meine Oma und der Onkel Alfred«. Erst dann konnte ich einschlafen.

Mit Gorbitz ist die Erinnerung an diverse Katzen verbunden, die meine Großeltern immer halten mußten, weil sich sonst die Mäuse in der Mehlkammer zu ungestört amüsiert hätten. Ich weiß, mit welchem Genuß die jeweilige Katze das samstäbliche Schabefleisch (Tatar) verzehrte. Meine Großmutter richtete stets zum Wochenende eine große Schüssel mit Schabefleisch an, von dem selbstverständlich auch die Katze ihre Portion erhielt. Es fanden sich unter den Tieren immer wieder Sonderexemplare. Eine Mieze fraß zuerst das Schabefleisch vom Brot, das meine Oma in bequeme kleine Stücke geschnitten hatte (das Brot fraß sie nach dem Fleischgenuß), eine andere leckte, wenn es Kakao gab, die Delikatesse elegant mit dem Pfötchen auf, während sie die Milch »normal« nach Katzenart schleckte.

Umzug in die Lange Straße

1929, als ich fast zwei Jahre alt war, zogen wir in die Lange Straße 35 in eine Neubauwohnung »mit Bad und Innenklosett«, damals durchaus keine Selbstverständlichkeit. Der Badeofen mußte allerdings umständlich beheizt werden, wie überhaupt alle Öfen. Aber so ein Kachelofen im Wohnzimmer strahlte im doppelten Sinn Wärme aus. Er schuf Gemütlichkeit. Ansonsten war die »gute Stube«, wie es damals hieß, mit den zu dieser Zeit modernen Möbeln ausgestattet: mit einem Buffet, das das gesamte »gute Geschirr« beherbergte, u. a. ein 65-teiliges Speiseservice, das noch heute unbeschädigt in meinem Besitz ist und den Tisch ziert, wenn ich Gäste habe. Unverzichtbar war die Kredenz, die bei uns vor allem den Bücherschatz aufnahm. Zwischen Kredenz und Tür hing ein damals unentbehrliches Requisit, das niemand mehr kennt: ein sogenannter Tischbesen. Das Wort Besen ist etwas irreführend, denn es handelt sich um eine Bürste an einem längeren Stiel (deshalb wohl Besen) mit einer dazugehörigen »Schaufel« aus Edelmetall, ziseliert oder gehämmert, eine Zierde der Wand. Mit dieser Bürste wurden die Krümel vom Tisch gefegt und das Tischtuch war wieder sauber. An der Wand stand ein Sofa, davor ein nach zwei Seiten ausziehbarer Eßtisch mit den dazugehörigen Stühlen.

Umzug in die Lange Straße



Das Haus in der Lange Str. 35, in dem ich aufwuchs. Aus dem geöffneten Fenster des »Verandazimmers« schaut meine Mutter. Die beiden schmalen Fenster links daneben gehörten zu unserem Wohnzimmer.

Darüber hinaus gab es zwei Sessel mit Armlehnen und in der Ecke eine wunderschöne Standuhr, Ausdruck eines bescheidenen Wohlstands.

Alles war in massivem, braunem Eichenholz handgearbeitet in einer Qualität, die schon lange Vergangenheit ist. Aber es stand noch etwas im Wohnzimmer, das nicht zur Standardeinrichtung gehörte: ein Klavier, das einige Jahre später der wichtigste Platz für mich werden sollte. An den Erwerb des Gemäldes, das die Wand über dem Sofa mit seiner Größe beherrschte, erinnere ich mich sehr gut. Im vornehmen Stadtteil Loschwitz, wo meine Cousine Gerda in einer Konditorei arbeitete, gab es ein Künstlerhaus, auf das sie vermutlich meine Eltern aufmerksam gemacht hat. In diesem Künstlerhaus hatte auch ein Maler namens Schwenk sein Atelier. Es war ein würdiger alter Herr mit schlohweißem Haar und einem ebensolchen Bart. Sein Gesicht war das eines schönen Greises, wie man es von Bildern kennt. Meine Eltern entschieden sich für ein Ölgemälde, dem der Künstler den Titel »Empor« gegeben hatte. Aus meiner heutigen Sicht würde ich es eindeutig als Parsifal-Version einordnen: ein schöner Jüngling steigt zur aus dem Nebel aufragenden Gralsburg »empor«. Ich habe den Maler, die Staffelei, die vielen Bilder und die riesigen Fenster des Ateliers gleichermaßen bewundert.

Die Einrichtung des Schlafzimmers entsprach ebenfalls der damaligen Mode. Sie bestand aus einem großen, dreitürigen Kleiderschrank mit

einem ovalen Spiegel in der mittleren Tür, einer »Waschkommode«, auf der eine Porzellanschüssel und ein Krug standen, der aber niemals mit Wasser gefüllt war, da man ja bereits über den Luxus des fließenden Wassers verfügte, und die beiden Betten, auf denen im Winter dicke Federbetten und im Sommer rosa Steppdecken lagen, über deren Mitte ein sogenanntes »Paradekissen« prangte, dessen Bezug mit aufwendiger Lochstickerei und Rüschen verziert war. Die gesamte Bett- und Tischwäsche (auch Handtücher und Wischtücher) wurde damals mit einem Monogramm versehen, d. h. die Initialen der Hausfrau, die ja auch die »Aussteuer« mit in die Ehe gebracht hatte, befanden sich in verschnörkelter Stickerei auf jedem Wäschestück. Zu beiden Seiten der Ehebetten stand ein Nachttisch mit einer Nachttischlampe und neben dem Schrank mein Gitterbettchen. Meine Mutter erzählte mir, daß ich an einem Sonntag, an dem mein Vater meistens nicht ins Polizeipräsidium fahren mußte, über das Gitter schaute in der Hoffnung, die Eltern wach zu finden, mich aber, da ich sie schlafend währte, brav wieder hingelegt und gewartet habe, bis sie sich regten. Meine Mutter hatte sich nur schlafend gestellt und war gerührt und hocherfreut über meine Rücksichtnahme. Beheizbar waren Schlafzimmer damals nicht und die dicken Federbetten eine Notwendigkeit in den kalten Wintermonaten.

Zwischen Küche und Wohnzimmer befand sich ein kleines »Verandazimmer«, dessen »Wände« zu einem Drittel aus Fenstern bestanden und das wegen des ebenfalls fehlenden Ofens nur in der warmen Jahreszeit zusätzlichen Wohnraum bot. Hübsche Korbmöbel sorgten für eine »Veranda-Atmosphäre«. Außerdem fand darin die Nähmaschine Platz und, als ich größer war, mein Bett.

In der kleinen Diele, in Sachsen als »Vorsaal« bezeichnet, obwohl von einem »Saal« ganz und gar nicht die Rede sein konnte, gab es nur eine schmale Wand, die gerade für die Garderobe ausreichte. Den gesamten restlichen Raum nahmen die Türen ein, sechs an der Zahl, wenn man die Eingangstür dazurechnet, neben der noch eine schmale Tür in den »Abstellraum« (hier würde man sagen: in die Speisekammer) führte.

Der wichtigste Aufenthaltsort war die Wohnküche. Sie war – zumindest in meinen Kinderjahren – der Dreh- und Angelpunkt. Hier war es gemütlich. Hier malte ich. Hier spielte ich mit meinen Puppenstuben und meinem Kaufmannsladen, den meine Mutti manchmal als Kundin beehrte. Hier lauschte ich gebannt ihrer Stimme, wenn sie mir Märchen vorlas und später die spannenden Heidi-Geschichten von Johanna Spyri. Hier machten wir im Spätherbst und in der Adventszeit »Dämmerstündchen«.

Beherrschender Blickpunkt der Küche war der große Ofen, auf dem im Winter gekocht wurde und in dessen Röhre zu Weihnachten die Gans brutzelte. Für die Sommerzeit gab es einen zweiflammigen Gaskocher; so nannte man das Gerät. Auf diesem einfachen Gaskocher zauberte mein Vater in der »Draluma«, einem Aluminiumgebilde mit mehreren Einsätzen und einem Sichtfenster, die köstlichsten Kuchen. Neben der Verandatür stand das Küchenbuffet. An einer Seite des Küchenbuffets war eine Kaffeemühle angebracht, in der der sonntägliche Kaffee gemahlen wurde. Sie war bequemer zu drehen als die Kaffeemühle, die meine Großmutter zwischen den Knien festhalten mußte. Die unerhörteste Neuerung aber war ein elektrisches Bügeleisen! (auf sächsisch Plätteisen; in Sachsen wird geplättet, nicht gebügelt). Meine Mutter mußte nicht mehr, wie sie es von zu Hause von ihrer Mutter gewohnt war, glühende Teile in das Bügeleisen bugsieren, sondern konnte die Segnung des elektrischen Stroms in Anspruch nehmen. Wann genau meine Großeltern in diesen Genuß kamen, weiß ich nicht.

Aber ich weiß, daß sie ungewöhnlich früh (viel früher als meine Eltern in der Lange Straße) im Besitz eines Radios waren. Ein Radio bestand damals – Ende der zwanziger, Anfang der dreißiger Jahre – aus zwei Teilen. Auf einer erhöhten Konsole an der Wand stand der Empfänger, ein schwarzer Kasten mit einigen Knöpfen, ca. 20 x 30 cm; auf einer anderen Konsole der Lautsprecher, ein Holzgehäuse mit einem mit Stoff bespannten, runden Loch. Das Programm war dürftig, aber es tönte Musik aus dem Radio, freilich in einer technischen Qualität, mit der heute niemand mehr zufrieden wäre. Vermutlich ist mir aus dieser Quelle der zu dieser Zeit wohl bekannteste Schlager »Oh Donna Clara, ich hab' dich tanzen gesehn« ins musikalische Gedächtnis eingepflanzt worden. Jedenfalls sehe ich mich noch in der Lange Straße, wo ich, zwei oder drei Jahre alt, diesen Schlager für mich gesungen habe. Damit bin ich wieder in der Wohnküche der neuen Wohnung, deren elektrischer Luxus mich gedanklich nach Gorbitz zu den Großeltern zurückgeführt hat. Nahe dem Küchenbuffet mit der »modernen« Kaffeemühle war an der Wand der Handtuchhalter angebracht, eine Art Holzregal mit Haken zum Aufhängen der diversen Wischtücher (so hießen die Geschirrtücher) und Handtücher.

Vor den Haken war eine Stange, über der ein sogenanntes Überhandtuch hing, das das Durcheinander der anderen Tücher verdeckte. Diese Überhandtücher waren hübsch bestickt, oft auch mit Sprüchen wie etwa »Sich regen bringt Segen« oder »Morgenstunde hat Gold im Munde« oder ähnlichem. Ein weiteres unentbehrliches Möbelstück der Küche war der Aufwaschtisch, der ein ausziehbares Teil hatte, in dem zwei große Email-

leschüsseln nebeneinander Platz fanden. In eine Schüssel wurde heißes Wasser zum Geschirrspülen (in Sachsen Aufwasch genannt) geschüttet, in die andere kam das saubere Geschirr zum Abtrocknen. Zum Abtrocknen wurde ich, als ich älter war, öfter herangezogen. Es hat mich immer sehr gelangweilt. Neben dem Aufwaschtisch stand an der Fensterseite eine Chaiselongue, auf sächsisch »das Schesslong«, auf dem mein Vater nach dem Mittagessen gern eine kurze Siesta hielt, bevor er wieder ins Polizeipräsidium fuhr, um bis zum Abend seine kriminalistische Arbeit fortzusetzen. Ich erinnere mich gut, daß er meistens auf der Seite lag mit angewinkelten Beinen, und in diesem Winkel zu sitzen, war für mich eine Wonne. Ich wähnte mich in einem Karussell, verhielt mich ganz still und war hochzufrieden. Woher ich diese Assoziation nahm, kann ich nicht erklären, wahrscheinlich von der Vogelwiese, wenngleich das schwer nachzuvollziehen ist. Natürlich gab es in der Küche eine Gosse und darüber einen Wasserhahn, aus dem kaltes Trinkwasser floß. Warmes Wasser aus dem Hahn war unvorstellbar. Nun fehlt nur noch der Mittelpunkt: der Küchentisch.

Diesen alten Küchentisch, den ich, als ich die Wohnung meiner Mutter auflösen mußte, im Waschraum des Hauses abgestellt habe, lieben sich kürzlich meine Nachbarn für einen Kindergeburtstag ihrer Enkel aus. Da stand er nun im Flur und die Erinnerungen haben mich fast erschlagen. Im Waschraum stellen die Hausbewohner ihr Waschpulver darauf ab, und ich sehe den Tisch nicht, weil ich meine Waschmaschine in der Wohnung habe und diesen Raum sehr selten betrete. Jetzt aber grüßte er mich vom sonnendurchstrahlten Zwischenflur und die Bilder, die ich mit ihm in Verbindung brachte, glitten in solcher Vielzahl an mir vorüber, daß ich die Treppe hinaufschlich und mit der Hand zärtlich über das grünlich-bläuliche Linoleum strich, das seine Oberfläche bedeckt. Hundert Situationen standen mir wieder vor Augen. Ich schloß meine Wohnungstür auf und griff zum Stift. Und diesen Bericht lasse ich jetzt folgen:

Da stehst du, du lieber, alter Küchentisch. Ich sehe mich als kleines Kind auf den Knien meines Vaters, der vor mir auf der Tischplatte meinen Teddy mit meiner Puppe Anna tanzen ließ oder mit den »Augusteln« (das waren sehr kleine, mit buntem Stoff bekleidete Holzclowns mit beweglichen Armen und Beinen) akrobatische Kunststücke vorführte, daß ich mich wie im Zirkus fühlte. Auch sonntags waren die Knie meines Vaters mein bevorzugter Platz. Sehr bequem dürfte es für ihn nicht gewesen sein, wenn er, den Arm um mich geschlungen, das bestellte »Bobby« mit Butter und Honig für mich bestrich. Weshalb ein Brötchen damals Bobby hieß, vermag ich nicht mehr zu sagen. Der Genuß war jedenfalls erheblich gesteigert, wenn ich dieses Frühstücksbrötchen aus der Hand meines Vaters empfing. Außerdem fiel die Butterschicht bei

Umzug in die Lange Straße

meinem Vater viel dicker aus als bei meiner Mutter. Diese Vorliebe für reichlich Butter ist mir lebenslang geblieben.

Auch als ich etwas älter war, saß ich noch gern auf Vatis Knien, wir schauten beide in den Atlas, der mich sehr früh interessierte. In diesem alten Atlas meines Vaters gab es einige Bilder, die mich geradezu faszinierten. Es waren ganz einfache, schwarz-weiß-Drucke, aber das tat meiner Begeisterung keinen Abbruch. An erster Stelle stand für mich ein Bild vom Amazonas-Urwald: hohe Bäume an einem Fluß, in deren Zweigen sich Affen vergnügten. Den Rest besorgte meine Fantasie: Schlangen, bunte Papageien, ein Panther. Platz Nummer 2 nahm die »Fingalshöhle« in Schottland ein. Bei dieser Gelegenheit erzählte mir mein Vater vom Loch Ness und dem Ungeheuer, das noch heute in den Hirnen der Menschen spukt. Ich konnte nicht genug davon hören und habe das »Loch-Ness-Vieh« so manches Mal gemalt, wie ich es mir vorstellte. Platz Nummer 3 war von der Nowaja Semlja besetzt. Alle diese Namen, die mein Vater mir vorlas (selbst konnte ich ja noch nicht lesen), beinhalteten für mich Geheimnis, Reiz, Sehnsucht. Er zeigte mir die Lage der Orte oder Regionen auf der Karte. Ich wollte sie immer wieder sehen, und dadurch waren mir Form und Umriss der Kontinente schon lange vor meiner Schulzeit vertraut.

Eine weitere liebe Erinnerung drängt sich mir beim Anblick unseres Küchentisches auf: die so aufregende Stunde, wenn mein Vater vor Weihnachten die Gans ausnahm. Damals wurde der Vogel für das weihnachtliche Festessen noch nicht »küchenfertig« verkauft. Meine Eltern bezogen die Weihnachtsgans grundsätzlich aus Grund, einem Dorf, das bei Mohorn liegt. Wir waren einige Male dort in der Sommerfrische bei einer Familie Schumann, die einige Zimmer an Gäste vermietete und prachtvolles Geflügel hielt. Pünktlich zum Fest wurde uns ein wohlgenährtes Exemplar geliefert. Die Gans war zwar gerupft, aber es gab noch viel Arbeit zu bewältigen, bevor das Tier präpariert war für die extra dafür angeschaffte große, eiserne Pfanne. Zunächst wurde die Gans »gesengt«, damit man die noch verbliebenen »Stoppeln« herausziehen konnte. Dann wurde sie ausgenommen, wofür stets mein Vater zuständig war. Ich saß daneben und schaute gebannt auf seine Hände. Und mein Vati machte es spannend! Er erklärte mir, daß wir, wenn er die Galle nicht unversehrt herausbefördern könne, keinen Weihnachtsbraten hätten. Die Galle sei so bitter, daß alles ungenießbar würde. Meine Spannung stieg von Minute zu Minute. Was kam da alles zum Vorschein: das kleine Herz, der Magen, dessen Inhalt immer mein besonderes Interesse galt, denn es fanden sich sogar Steinchen darin, die Leber, die noch am selbigen Abend mit gebratenen Äpfeln verzehrt wurde und – endlich – die grüne Galle, die mein Vater triumphierend absonderte. Der Weihnachtsbraten war gerettet! Aus dem Hals wurde die lange Gurgel gezogen, die – gesäubert und getrocknet – mit den Steinchen aus dem Gänsemagen gefüllt, zu einer Klapper bzw. einem kleinen Rasselinstrument wurde. An diesem bescheidenen Glück könnte sich wohl in dieser

Erinnerungen einer Dresdner Musikerin

technikdominierten Zeit kein Kind mehr erfreuen. Ach, es war eine Seligkeit, eine heile Welt, ein wundervolles Behütetsein.

Am nächsten Tag, dem 24. Dezember, wurde dann an diesem Küchentisch das Mittagessen eingenommen, und das war bis zum Kriegsausbruch, einer alten Tradition folgend, ausnahmslos Gänseklein. Die Innereien wurden mit etwas Suppengrün (in Sachsen Wurzelwerk genannt) gekocht und – kleingeschnitten – mit Reis als Eintopf serviert. Erst am Heiligen Abend wurde das Wohnzimmer »geöffnet«, wo dann am Ersten Feiertag das Gänsebratenessen stattfand. Aber ich kehre zum Küchentisch zurück. Bis zu meinem 6. Lebensjahr saßen wir zu dritt zu den Mahlzeiten in unserer Wohnküche. Nach dem Tod meiner Großmutter saß mein Großvater zu Mittag mit am Tisch. Nach dem Kriegsende waren zunächst sogar sechs Personen zum »Hungerfraß« versammelt, weil wir meine Freundin und ihre Tante, deren Wohnung durch Bombenschäden zwar nicht völlig vernichtet, aber bis zur Unbewohnbarkeit verwüstet war, bei uns aufgenommen hatten. Später reduzierte sich die Zahl wieder auf fünf, denn die Tante konnte in der leidlich hergestellten Wohnung zur Not leben. Ich gehe nochmals in meine Kindheit zurück. Einmal im Monat wurde auf diesem Tisch Skat gespielt, vielleicht war der Zeitabstand auch noch größer. Onkel Martin, mein wohlbeleibter Patenonkel, war stets dabei. Die anderen Teilnehmer sind mir entfallen. Wahrscheinlich war der dritte Mann ein Kollege meines Vaters von der Polizei oder mein Opa. Onkel Martin aber liebte ich sehr. Als kleines Mädchen durfte ich meine Sparbüchse bringen, und Onkel Martin steckte einen glänzenden Groschen hinein. 10 Pfennig waren ein kleines Vermögen für mich, und ich bedankte mich mit einem tiefen Knicks. Meistens nahm mich Onkel Martin dann auf den Schoß. Zur Stärkung der Skatspieler gab es abends Schabefleisch und Brot, dazu Bier. Dann wurde weiter »Skat gekloppt« und geraucht. Meine Mutter, Onkel Martins Frau Tante Trude und ich, wir hielten uns im rauchfreien Wohnzimmer auf. Nach Beendigung des Spiels wurde das Küchenfenster wegen des Zigarettenrauchs weit aufgerissen und so blieb es die ganze Nacht. Aus heutiger Sicht war es geradezu eine Herausforderung, besser gesagt, eine Einladung zum Einsteigen. Das wäre ganz mühelos möglich gewesen, aber niemand hatte Angst, und es ist auch nie etwas passiert. Welch eine glückliche Zeit! Der gute alte Küchentisch hat die Reise nach Westen mit angetreten, als meine Eltern wegen des Mauerbaus im Alter nach traurigen Jahren der Trennung ihre Heimat verließen, um ihr einziges Kind wiederzusehen. Er diente ihnen im Übergangsheim und in der ersten Wohnung. Als meine Mutter nach dem Tod meines Vaters umzog, hatte sie für den Küchentisch keinen Platz mehr und konnte ihn nur in den Keller verbannen. Und als ich die Wohnung meiner Mutter ausräumen mußte, blieb mir auch nichts anderes übrig, als ihn im Waschraum abzustellen. Nun war er Tafel für einen fröhlichen Kindergeburtstag. Sauber geputzt stand er in der »Zwischenstation« am Flurfenster, um bald wieder als Abstellisch für diverse Waschpulver im Waschraum zu verschwinden. Du lieber, alter Küchentisch, wie sehr hat mich dein Anblick berührt. Wer weiß, wo du einmal »entsorgt« wirst. Aber vor dir werde ich »entsorgt«. Ich wische mir die

So kaufte man damals ein



Christiane, knapp zwei Jahre alt (Februar 1929).

Tränen vom Gesicht und wende mich wieder meinen Alltagspflichten zu. Soweit die Einlage.

In allen Räumen gab es Doppelfenster mit einem Zwischenraum, der bequem Platz bot für Pflanzen, z. B. Alpenveilchen, die es bekanntlich kühl mögen. Das war keine Besonderheit der Neubauwohnung. Doppelfenster waren überall vorhanden, denn die Winter in Mitteldeutschland waren hart, und der Frost malte an die Außenscheiben bizarre Eisblumen in tausend Variationen. Sie wuchsen höher und höher. Je länger der Winter sein Regiment führte, desto fantastischer erblühten sie. Damit ist der Rundgang durch die Wohnung Lange Straße 35, was das Interieur betrifft, beendet, und der Leser hat eine Vorstellung von der normalen Wohnungseinrichtung dieser Zeit.

So kaufte man damals ein

Genauso verschieden wie die Wohnungseinrichtungen im Vergleich zu heutigen Ausstattungen waren auch die Einkaufsgewohnheiten bzw.

-möglichkeiten. Brot, Brötchen und Kuchen gab es ausschließlich beim Bäcker, und solange das großelterliche Geschäft bestand, kam selbstverständlich nur das auf den Tisch, was mein Großvater mit seiner Hände Arbeit fabriziert hatte. Und das war köstlich. Heute gibt es fast nur noch Massenprodukte. Die »Teiglinge« kommen aus Polen und aus China und weiß Gott woher, und es ist gut, daß man die Ingredienzien nicht so genau kennt, sonst würde einem garantiert der Appetit vergehen. In irgendeiner Sendung habe ich gehört, daß mehlfein zerschredderte Haare das Gebäck besonders »locker« machen. Nur nicht darüber nachdenken! Damals gab es keinerlei chemische Zusätze und so edel wie das Brot war auch der Geschmack. Das bezog sich ebenso auf das Weißgebäck, also Dreierbrötchen, Mundsemmeln, Schrippen, Kaiserbrötchen, Zöpfe, Zeilensemmeln, Milchbrötchen usw. und auf die herrlichen Kuchen. Streuselkuchen, Mohnkuchen, Zuckerkuchen, Kranzkuchen, Bienenstich, Quarkkuchen und Grießkuchen gab es während des ganzen Jahres, die Obstkuchen saisonbedingt außer Apfelkuchen. Außerdem standen Rosinenschnecken, Pfannkuchen, Amerikaner, »Negerküsse« und vieles mehr zur Auswahl. Und natürlich war immer »die« Spezialität Sachsens, insbesondere Dresdens, im Laden: die berühmte Eierschecke. Mir läuft noch heute das Wasser im Mund zusammen, wenn ich daran denke, aber hier im Rheinland sind sächsische Kuchengenüsse unbekannt. Auch Kürbiskuchen kennt niemand. Mit viel Zeitaufwand könnte ich mir die beiden letztgenannten Kuchen selbst herstellen, aber Zeit ist kostbar in diesem hohen Alter und die Kräfte lassen nach. Einen Kuchen würde ich sehr gern backen, wenn..., ja wenn ich das Rezept hätte. Es handelt sich um einen Grießkuchen, den mein Opa so unnachahmlich herstellte. Ich bedaure unendlich, daß ich nicht mehr danach fragen kann. Als ich es noch gekonnt hätte, interessierten mich Rezepte nicht im Geringsten. Ich beschäftigte mich nur mit Musik und konnte mir gar nicht vorstellen, selbst einmal zu backen. Alle Grießkuchenrezepte, die ich bisher durchforstete, haben absolut nichts mit der Kreation meines Großvaters zu tun. Ja, ich glaube tatsächlich, daß es seine Kreation war, denn ich habe nirgends diesen Kuchen wieder entdeckt. Er bestand aus einem Hefeboden, über dem eine ca. 2 cm dicke Grießmasse mit Mandeln und schwarzen Korinthen ihren Butterduft aussandte. Es gibt noch eine Besonderheit anderer Art aus dieser Zeit. Kein Bäcker hätte es damals gewagt, einen Kuchenrand zu verkaufen, was heute selbstverständlich ist. Die Ränder wurden großzügig abgeschnitten und die Kinder kamen und bettelten um eine Tüte Kuchenränder. Auf diese Weise hatten viele Familien den Sonntagskuchen umsonst. Zum Reformationsfest am 31. Oktober gab es

Reformationsbrötchen in Form eines Kreuzes, einfache und auch teurere mit Zuckerguß, Nüssen und Mandeln.

Der Rummel der Stollenbäckerei, der sich vor Weihnachten abspielte, ist kaum zu beschreiben. Die Löhne waren sehr bescheiden und die Leute sparten lange für das Festgebäck. Die Kunden stellten die Zutaten für ihre Stollen selbst zusammen. Die meisten waren mit Margarine zufrieden, manche kauften nur »gute Butter«. Auch die Mengen der Mandeln und Rosinen schwankten beträchtlich. Die Zutaten wurden in Körben zu meinem Großvater gebracht, der den Teig kneten und die Stollen abbacken mußte. Die Kunden saßen oft auf Treppen, die zur Backstube führten. Einige gingen weg, andere blieben, bis ihre Stollen fertig waren und plauderten miteinander. Das kostbare Gebäck wurde dann üblicherweise in einem Waschkorb, bedeckt mit einem sauberen Tuch, nach Hause transportiert. Ein Stollen wurde fast immer bis Ostern aufbewahrt, denn das reichliche Fett sorgte für lange Haltbarkeit. Natürlich gab es auch Ladenstollen. Alle vier Geschwister (meine Mutter hatte drei Brüder) bekamen zu Weihnachten vier besonders gute Stollen geschenkt, zwei Rosinen- und zwei Mandelstollen, also 16 Pfund des schweren Gebäcks. Das normale Gewicht eines echten Dresdner Stollens betrug vier Pfund. Man sprach von den »Vierpfund-Stollen«, und dieses Originalgewicht dürften auch die Stollen gehabt haben, die – in Aluminium eingelötet – das Café Kreutzkamm in alle Welt, besonders aber nach Amerika verschickte. Soweit das Kapitel Backwaren.

Alle Milchprodukte – also Milch, Sahne, Quark, Butter, Käse usw. – bot die Molkerei an. Wir gingen in die »Drema«. Die Kürzung ist mir nicht vollständig klar. »Dre« steht zweifellos für »Dresdner« und das »M« für »Milch«. Mit dem »a« weiß ich nichts anzufangen. Ich erinnere mich gut, daß die Milchfrau eine sehr hektische Art hatte, das von den Kunden Verlangte oft mit Selbstgesprächen unterstrich und somit Nervosität verbreitete. Einmal rief sie genervt: »Frau Ahlers, klappern Sie nicht so mit ihren Krügen!« Die so gescholtene Frau Ahlers (eine uns unbekannte Person) hätte daraufhin wahrscheinlich gern das Milchgeschäft gewechselt, aber es gab kein anderes in der Nähe. Die Drema war ohne Konkurrenz. Die »klappernden Krüge« waren damals das Transportmittel für die weiße Flüssigkeit. Ein Milchkrug war eigentlich gar kein Krug, denn ein Krug hat einen Henkel, sondern eine emaillierte Metallkanne mit einem Deckel, ähnlich geformt wie die großen Milchkannen, die die Bauern an den Straßenrand stellten, wo sie ein Händler zum Markt mitnahm oder an Geschäfte auslieferte, nur eben »en miniature«. Die Milchkrüge konnte man bequem an einem Holzgriff tragen, der mittels zweier stabiler Drähte, durch Metallschlaufen beidseitig befestigt, beweglich war, d. h. die

Aufhängung paßte sich der Gehbewegung an. Der fest schließende Deckel war wegen des schwappenden Inhalts sehr wichtig. Im Sommer ließ meine Mutter oft einen Teil der Milch sauer werden. Mit etwas Zucker verquirlt wurde daraus ein köstliches, erfrischendes Getränk. Wenn die heutige, mehrfach behandelte Milch das Haltbarkeitsdatum überschritten hat, ist sie ungenießbar. Schlagsahne wurde in kleinen Glasflaschen verkauft, ebenso saure Sahne (für unterwegs konnte man auch Milch in Flaschen erstehen) und den Quark holte man in einer Schüssel. Butter wurde nicht in dem heute üblichen rechteckigen Stück angeboten, sondern war stets rund und mittels einer Schablonenform mit einer hübschen Verzierung versehen, meistens mit einem ringsum laufenden Randmuster und einem vierblättrigen Kleeblatt in der Mitte. Niemand sprach nur von Butter, nein, es war »gute Butter«. Ich besitze von meinen Eltern noch eine runde Butterdose, zum Service passend. Die verschiedenen Käsesorten lagen gut sichtbar unter einer überdimensionalen Käseglocke. Dem Käufer wurde das ausgewählte Stück in Pergamentpapier eingewickelt. Die phantastische Auswahl französischer Käse gab es natürlich nicht, möglicherweise in bescheidenerem Maße in Delikatessengeschäften, die aber von reicheren Leuten aufgesucht wurden. Brie und Camembert waren allerdings überall erhältlich.

In der Diagonale, ebenfalls in einem Eckhaus, hatte die Fleischerei Wagner ihr Domizil. Auf der hohen Ladentheke stand eine tropische Pflanze, deren weißgesprenkelte Blätter mich jedes Mal beeindruckten. Eine Situation ist mir geradezu »eingegraben«. Meine Mutter hatte mich an der Hand und wir warteten, da andere Kunden vor uns da waren. Während dieser Wartezeit trug die Fleischersfrau auf einer sehr großen ovalen Platte einen soeben frisch gekochten, dampfenden Schinken herein. Der Duft, der sich schnell im ganzen Laden verbreitete, war unbeschreiblich. Ein Herr bestellte sich sofort eine dicke Scheibe dieses warmen Schinkens, den er gleich verzehrte. Sehnsüchtig blickte ich auf seinen Teller. Ich hätte nicht gewagt, meine Mutter um ein Stückchen warmen Schinken zu bitten, und der Wunsch wäre mir auch garantiert abgeschlagen worden. In einem Geschäft wurde niemals etwas gegessen. Aber ich dachte für mich: »Wenn ich groß hin, werde ich mir auch einmal eine Scheibe warmen Schinken kaufen.« Als ich »groß« war, habe ich gehungert, und heute kann man einen Schinken von solcher Qualität für keinen noch so hohen Geldbetrag erstehen, weil es ihn nicht mehr gibt. Die bedauernswerten Tiere leben mit abgeschnittenen Ringelschwänzchen auf engstem Raum und werden mit miserablen Zeug und viel Chemie gefüttert, damit sie schnell Geld bringen. Dieses traurige Schicksal teilen die meisten Geschöpfe, die für die Kochtöpfe und Bratpfannen bestimmt sind. Und was den Duft anbelangt,

da gilt das gleiche für Erdbeeren, für Zitrusfrüchte, auch für Äpfel und selbst für Rosen, denn sogar die werden mit sehr viel Chemie gezüchtet. Wenn meine Mutter für den Abend Erdbeeren eingezuckert hatte, war die ganze Küche von dem wunderbaren Geruch erfüllt. Ich war immer begeistert, wenn es abends Erdbeeren mit Milch und ein Butterbrot gab. Die Zeit des Erdbeergenusses war ja kurz. Ende Juni ging sie zu Ende und dann war keine Erdbeere mehr zu sehen bis zum nächsten Jahr.

Wenige Schritte von der Fleischerei entfernt lag das Fischgeschäft. Damit verbindet sich für mich vor allem der Anblick von Krabben. Ich schüttelte mich jedes Mal, wenn ich diese »Meeresfrüchte«, die mich an dicke Würmer erinnerten, im Schaufenster liegen sah und schwor: »Mutti, so etwas Scheußliches würde ich nie essen.« Heute genieße ich diese Meerestiere besonders in raffinierten Cocktailsoßen, die ich für Gäste gern zubereite.

Nun bleibt nur noch das Kolonialwarengeschäft übrig. Es befand sich im Haus schräg gegenüber, das ebenfalls unserem Hausbesitzer gehörte. Wir brauchten nur die Straße zu überqueren. Dort stapelten sich in den Regalen Mehl, Grieß, Graupen, Nudeln, Haferflocken, Zucker, Puddingpulver, Konserven, Konfitüren und anderes. In Fässern schwammen saure und süß-saure Gurken und auf luftigen Holzstiegen lockte frisches Obst und Gemüse. Für die beiden letztgenannten Produkte konnten wir auch ein großes Obst- und Gemüsegeschäft, das eine riesige Auswahl anbot, in wenigen Minuten erreichen. Etwas fehlte damals in keinem dieser Geschäfte: Mannabrot. Seit Jahrzehnten ist es gänzlich verschwunden. Es handelte sich um dunkelbraune Stangen, etwa 70 – 80 cm lang und fingerdick. Innen lagen, dicht an dicht, harte Plättchen, die oben und unten mit einer lakritzartigen, schwarzen, wohlschmeckenden Schicht überzogen waren. Die einzelnen Plättchen sahen aus wie schwarze Pfennige. Man lutschte sie wie ein weiches Bonbon und spuckte das hellbraune Plättchen aus wie einen Kirschkern. Mannabrot hatte den Ruf, sehr gesund und förderlich für die Verdauung zu sein. Merkwürdigerweise habe ich einen Mannabaum auf meinen Weltreisen nirgends entdeckt. Manna soll die Nahrung der Israeliten auf ihrer Wanderung durch die Wüste gewesen sein. Mangos, Avocados und andere exotische Früchte hatte das Sortiment noch nicht aufzuweisen, frische Ananas hing an Schnüren ausschließlich im Feinkostgeschäft, nur Bananen waren überall vorrätig. Zu besonderen Obstfreuden lud zur entsprechenden Jahreszeit der Kirschplan ein. Auf einer saftigen Wiese standen zwischen vielen Kirschbäumen, deren reife Früchte aus dem satten Grün hervorlugten, einfache Holztische und -bänke, an denen fröhliche Menschen den Sommer und den Kirschensegen der Natur genossen. Für Pfennige bekam

man eine Riesentüte Kirschen. Mir wurde stets zuerst ein »Kirschenschmuck« über die Ohren gehängt.

Und dann gab es ja noch die »Rumfahrer«. Die hatten nichts mit dem alkoholischen Getränk zu tun. Sie fuhren mit ihren Waren »herum«. Sie fuhren nicht, sie zogen ihren Wagen mittels eines dicken, breiten Riemens selbst. Das muß recht mühsam gewesen sein, denn der Wagen hatte die Größe einer stattlichen Tischplatte und war vollgeladen mit Früchten. An den Seiten schützten Bretter die kostbare Fracht. Der Rumfahrer machte sich mit einer Glocke bemerkbar und pries dann mit lauter Stimme seine Ware an. Von allen Seiten strömten Hausfrauen mit Töpfen und Schüsseln herbei und nutzten diese bequeme Gelegenheit. Ab und zu kam der Scherenschleifer, der ebenfalls alles, was er zu seinem Handwerk benötigte, auf Rädern mit sich führte. Er machte auf die gleiche Weise auf sich aufmerksam und hatte stets großen Zulauf. Der »Dritte im Bunde«, freilich nicht im Sinne Schillers zu verstehen, war der Lumpensammler. Die Lumpen wurden gewogen und je nach Gewicht mit einem kleinen Betrag vergütet. Manchmal tauchte ein größerer, von Pferden gezogener und mit dicken Eisblöcken beladener Wagen auf. Seine schwere Fracht ging an Fischgeschäfte, Fleischereien und die wenigen Leute, die einen Eisschrank besaßen. Die Kühlung funktionierte nur auf diese umständliche Art und war zeitlich jedes Mal sehr begrenzt. In unserer Wohnung gab es keinen Eisschrank. Lebensmittel wurden in den kühlen Keller gestellt, bzw. mußten rechtzeitig verbraucht werden. Es war also eine gute Planung nötig. Die Vorstellung eines elektrisch betriebenen Kühlschranks war zu dieser Zeit genauso utopisch wie eine Maschine, die wäscht (von der »Großen Wäsche« wird gleich ausführlich die Rede sein), oder ein Gerät, mit dem man »fern« sehen kann. Eine Müllabfuhr brauchte man nicht. Wozu auch? Die Tüten, in die Mehl, Zucker usw. gefüllt wurden, wanderten im Winter zum »Feuer machen« in den Ofen, Plastik war noch nicht erfunden, Flüssigkeiten wurden in der beschriebenen Weise transportiert und unbrauchbare Textilreste abgeholt, wie dargelegt. Im Hof gab es eine Aschengrube, in die die winterlichen Verbrennungsrückstände geschüttet und wohl auch Bananenschalen und leere Konservendosen geworfen wurden. Ich bin nicht sicher, ob auch Schalen- und Gemüsereste als Schweinefutter abgeholt wurden. Im »Dritten Reich« war dafür eine Tonne vorhanden. Über der Aschengrube ragte die Teppichstange zum Ausklopfen der Teppiche, denn die Erfindung des Staubsaugers lag ebenfalls noch in ferner Zukunft. Außer Büchsenmilch, die nur für Gäste bereit stand, kann ich mich an den Verbrauch von Konserven nicht erinnern. Gemüse und Kompott bereitete meine Mutter frisch zu, Obst für den Winter weckte sie ein. Dafür war ein spezieller Einweckapparat, in dem

sechs Gläser zugleich Platz hatten, angeschafft worden. Die Supermärkte sind ein amerikanischer Import, der nach dem Zweiten Weltkrieg in Deutschland Einzug hielt, sich ständig weiter ausbreitete, letztendlich das ganze Land überschwemmte (den Osten erst nach der Wiedervereinigung) und alle die braven »Handarbeiter« kaputt und brotlos machte. Inzwischen ist ein »Tante-Emma-Laden«, sofern überhaupt noch einer zu finden ist, eine mit Wohlwollen belächelte Rarität. Das Gleiche gilt für die meisten Handwerksbetriebe. »Handwerk hat goldenen Boden« war einmal ein geflügeltes Wort. Die einst so hochgeschätzte »deutsche Wertarbeit« gehört der Vergangenheit an. Es wird Schrott mit eingearbeiteten »Sollbruchstellen« produziert. Reparaturen sind nicht mehr zeitgemäß. Wir sind eine amerikanische Wegwerfgesellschaft geworden und ersticken im Plastik- und Elektromüll. Welch ein Fortschritt!

Die »Große Wäsche«

Ich verlasse die Einkaufswelt der letzten »Goldenen Zwanziger« und der ersten Jahre des dritten Jahrzehnts des verflossenen Jahrhunderts und komme zur angekündigten »Großen Wäsche«, diesem alle sechs Wochen stattfindenden »Haushaltsereignis«, von dem sich die heutige Generation keine Vorstellung mehr machen kann. Im Haus Lange Straße 35 wohnten sechs Familien bzw. Ehepaare, und im Keller gab es ein Waschhaus. Jawohl, es nannte sich Waschhaus und nicht Waschkraum. Da die »Große Wäsche« stets eine ganze Woche in Anspruch nahm, bot sich eine Alternative nicht an: die Wäsche mußte über diesen Zeitraum gesammelt werden und fiel dann entsprechend »groß« aus. Ich muß jetzt einen Umweg machen und den Leser zunächst in ein Zugabteil des Schnellzuges von Dresden nach Köln entführen. Meine Mutter und ich machten im Jahr 1987 (nach 35 Jahren hatte ich mich zum ersten Mal wieder in meine Heimatstadt gewagt!) in eben diesem Eisenbahnabteil die Bekanntschaft eines älteren Ehepaares aus Radebeul (ein Ort bei Dresden). Die Sympathie war gegenseitig, die Gespräche führten in alte Zeiten zurück, kurzum, man verstand sich gut und blieb in brieflicher Verbindung. Als der alte Herr Witwer war, hatte ich Gelegenheit, ihn zu besuchen. Ich überreichte ihm meinen Lyrikband, meine Chansontexte und meine Schallplatte und erhielt ein wunderbares Gegengeschenk: seine Jugenderinnerungen, die er lebendig und in einer schriftstellerischen Qualität niedergeschrieben hat, daß mir jedes Mal das Herz aufgeht, wenn ich darin lese. Seine Schilderung der